

zu ihr kam, in dem leuchtenden Gemach, das beste ihrer Kunst zu leisten. Gunilde lächelte und nickte ihnen zu, die weilen zwischen Familiengliedern und Hausgeschäften freundliches Verhältnis bestand. Die Kinder der Frilinge und der Schalken wuchsen mit einander auf, teilten ihre Spiele, ihre Nachtzeit und auch das Sumpfwasser des nahen Weibers, in dem sie herumplätscherten. „Durchgängig im Hause nackt und schmutzig,“ schreibt Tacitus, „wachsen sie zu solchem Gliederbau, zu der Leibesgestalt heran, die wir anstaunen. Herren und Sklaven vermochte man nie an der zärtlicheren Erziehung zu unterscheiden. Zwischen denselben Haustieren, auf demselben Fußboden leben sie, bis die Altersstufe den Freien sonderet, der innere Adel ihn bewährt.“

Raum waren Pferde und Hornvieh eingezogen, da rauchte und fauchte es vom Walde her. Die Schweineschalke hatten ihre Heerden frei gegeben, und mit gellendem Geschrei und Grunzen stürmten die Vorstentiere heran, geleitet von Hornstößen und Hundegebell. Auf das vorübergehende Getöse folgte Stille. Die Tiere waren in ihren Ställen verschwunden, und die Hirten wuschen Gesicht und Hände am Brunn, weil sie ihres Herrn Vorliebe für reinliche Gesichter und Hände beim Essen kannten. Auch die Hirtenhunde ledten Fell und Pfoten, und löschten am Prunmentrog ihren Durst. Und während die Verrichtungen der Marschalke und ihrer Genossen in den Ställen begannen, waltete der Seneschalk mit seinen Untergebenen im Hause, für das bevorstehende Essen die Tische zu rüsten.

Gunilde ging nach dem Frauengemach, das sich durch Sauberkeit von der schmutzigen Halle rühmlich unterschied. Der Fußboden bestand aus glatter, rein geflegter Tenne, an den Wänden zeigten sich sogar die Umränge der gestickten, mit Bildwerk gezierten Tapeten des Mittelalters. Die Lehmwände waren nämlich an manchen Stellen durch bräunlichfarbige Tücher verhüllt, ein eigentümliches Gewebe jener Zeit, aus Wolle, Linen und mancherlei Tierhaaren. Diese Arbeit deutscher Frauen genosß einigen Ruf, und wurde in weite Ferne als Geschenk an hervorragende Personen geschickt. So erfreute der heilige Bonifazius seinen ehemaligen Lehrer, den Bischof Daniel von Winchester in England, mit solchem Gewebe und schrieb dazu folgende Worte: „Durch den Priester Forther übersende ich Euch diesen Brief, und als Beweis aufrichtiger Liebe ein kleines Geschenk, nämlich eine mit Ziegenhaaren untermischte zottige Decke, zum Abtrocknen der Füße Eurer Liebden.“ Auch die Werkzeuge, zur Herstellung dieser Decken gehörten zur Ausstattung des Frauengemaches, ein Webstuhl und Spindeln, nebst Kunkeln, letztere mit Wolle und verschiedenfarbigen langen Tierhaaren belegt. Das religiöse Bedürfnis der Frauen befriedigten kleine Hausgötzen, die an den Wänden hingen, oder auf Brettern standen. Diese Götzenbilder waren Puppen, aus Tuchlappen zusammengeflochten, mit grellroten Gesichtern, darin Punkte und Striche die

Augen, Nase und Mund bezeichneten. Auch gebackene Götzen zierten die Wände, sie waren von Nichteig, mit Fett und Öl überstrichen und hatten die Gestalt von Menschen und den Göttern geheiligter Tiere. Jeder dieser Hausgötzen besaß ihm eigentümliche Heilkräfte und leistete gegen geringe Opfergaben Hilfe in Nöten und Krankheiten.

Als Gunilde das Gemach betrat, empfingen sie forschende Blicke eines riesig gestalteten Weibes, das emsig die Spindel drehte. Ein Linnengewand kleidete die Spinnerin, und der gezierte Gürtel, mit einem Bestek weiblicher Werkzeuge, charakterisierte sie als Hausfrau, Waisars Gattin Bilitrude. Sie stand auf Seite ihrer Tochter gegen Abbot, wußte von Gunildens Besuch bei der Zauberfrau, und vernahm jetzt ausführlichen Bericht. Der Verlust des Armreises erschreckte sie.

„Wolfram hat recht! Wanna ist Dir unhold, wie hätte sie sonst verlangen können, was Deines Vaters Grimm erregt?“ sprach sie beunruhigt. „Beim Mahl wird er das Fehlen des Kleinods bemerken, — dann o wehe, — es gibt ein Unglück! Sein Jähzorn raubt ihm allen Verstand, — seine Wut macht ihn toll, er weiß nicht, was er tut. Zwar ist es lange her, daß er nicht mehr rasste, — aber jetzt wird das verlorene Kleinod seinen schlafenden Grimm aufwecken.“

„Mutter, sei ohne Sorgen! Schmähereden, selbst Schläge will ich ertragen.“

„Ja, wenn es bei Schlägen und Flüchen bliebe! Hat er nicht in unbändiger Wut schon acht Schalke tot geschlagen? Wehe, — es gibt ein Unglück!“

„Lieber tot, als Abbots Weib!“ versetzte entschlossen Gunilde.

„Keines von beiden!“ rief Bilitrude.

„Vorläufig handelt es sich darum, Waisars Zorn so lange zu entgehen, bis morgen der edelsinnige Wolfram aus der Klemme hilft. Ich würde mein Armband Dir leihen, allein wir haben einen Gast und die Sitte heischt, daß wir zur Ehre des Gastes geschmückt erscheinen. Was ist da zu tun? Wie können wir dem Unglück enttrinnen?“ — und Frau Bilitrude rang die Hände.

„Mutter, ängstige Dich nicht! Wolfram rettet morgen aus aller Not, und heute Abend soll der Vater nichts merken. Ich werde beim Male gar nicht erscheinen, sondern mich niederlegen. Fragt der Vater nach mir, so meldest Du mich krank.“

„Was für ein kluges Kind Du bist!“ lobte aufatmend Bilitrude.

Während Mutter und Tochter berieten, saß Waisar in der Halle bei seinem Gast, einem Friling der angrenzenden Mark.

Gunildens Vater teilte mit den Frilingen seiner Zeit den hünenhaften Wuchs, den ungestümen Mut, die Krieger- und Jagdlust, die Tapferkeit, und auch den Hang zu Gelagen und Ausschweifungen. Aber dem Heidentum stand er gleichgültig gegenüber. In Folge seiner Kriegszüge mit den christlichen Westfranken hatten die angestammten Heftengötter bei Waisar alles Ansehen verloren. Ob schon die Westfranken im Allgemeinen gleichsam nur äußerlich angehaucht wa-

ren vom Geiste des Christentums, ohne Umwandlung des inneren Menschen, schon Pipins und Karl Martells Krieger vielfach noch heidnischen Sitten huldigten, so hatte Waisar durch seine Verbindung mit dem aufdämmernden Christentum dennoch die Überzeugung gewonnen, daß der Christengott ein weit erhabeneres Wesen sei, als die deutschen Götter. Nicht selten hatte er Predigten von Bischöfen und Mönchen gehört, und den gewaltigen Unterschied zwischen der Heiligkeit christlicher Lehren und den düstern Fabeln des Walthallaglaubens erkannt. Die zahllosen Qualgeister im Gefolge der Götter ärgerten ihn, ganz besonders stießen ihn die unmenschlichen Bräuche des Götzendienstes zurück, die sich bis zur Grausamkeit von Menschenopfern steigerten. Hierzu kam seine unbegrenzte Bewunderung für den allzeit siegreichen Helden Karl, dessen Wunsch er kannte, das Christentum möchte auch in Hessen Boden fassen, weshalb er den gleichen Wunsch hegte. Er wußte, daß Bonifazius vor einigen Monaten wieder in Oberhessen erschienen war, unter dem Schutze eines Geleitbriefes Karls und hoffte, der Heilige werde sein Missionswerk in nördlicher Richtung ausdehnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Empfindungen im lenkbaren Luftschiff.

Es war ein unvergeßlicher Eindruck, den die Bewohner der westlichen Berliner Vorstädte neulich empfingen: Ein seltsames, rauschendes, knatterndes Geräusch lockte sie ins Freie. Aus den Lüften schien der wunderliche Lärm zu kommen, ein hastiges rhythmisches Knattern, das sich immer verstärkte. Da kam von Westen, aus der Richtung von Tegel her, ein länglicher, gelbbrauner, torpedohühlicher Riesenkörper durch die Lüfte dahergezogen, unter dem man deutlich eine schwanke kleine Brücke unterscheiden konnte, auf der sich zwei oder drei Menschen zu befinden schienen. Ueber Westend änderte das Fahrzeug plötzlich seinen Kurs. Eine regelrechte Kreuzerfahrt begann. Bald nach Süden, bald nach Norden abfallend, begann ein rascher Zickzackkurs. Ruhig, sicher und ohne Schwankungen zog die braune Zigarre ihre Bahn durch die Lüfte. Das Geräusch verstärkte sich wieder, man sah, wie das Fahrzeug den Kurs zur Erde herab nahm, vernahm die kurzen harten Schläge eines Motors und konnte die Flügel einer großen Schraube deutlich sehen, wie sie in ruhelosem Kreisen die Luft durchpeitschten und die riesige Hülle rasch und unaufhaltsam vorwärts trieben. Dann wieder wandte sich die Spitze des langen Körpers himmelwärts, der Lärm verhallte und das Gefährt stieg wieder hoch in die Lüfte, tummelte sich in weiten Schleifen, Kurven, Wendungen und kreiste und verschwand schließlich im Osten hinter den Bäumen über Charlottenburg. Es war der lenkbare Militärballon, der seine erste größere Probefahrt machte und schon beim ersten Aufstieg den vielbesprochenen jüngsten Rekord des französischen Dirigeable,

der „Patria“, brach. Bei diesem Anlaß ist eine Schilderung der Empfindungen der Aeronauten in einem solchen lenkbaren Luftschiff von besonderem Interesse, die der rastlose Erfinder auf das Gebiete der Aeronautik, Santos Dumont, in seinem kürzlich erschienenen Buche „In der Luft“ niedergelegt hat. In dem Augenblick, da man den festen Erdboden unter sich entschwinden sieht, so führt er aus, wird man zum Abenteuerer, zum Forscher, zum Entdecker. Man hat keine Gewißheit mehr, wo man sich eigentlich befindet, alle Anhaltspunkte zur Lokalisierung entschwinden. Santos Dumonts erste Empfindung als Luftschiffer war Überraschung. „Ich war überrascht zu fühlen, wie das Schiff geradenwegs aufwärts stieg. Ich war überrascht zu spüren, wie der Wind mir ins Gesicht blies.“ Wenn ein gewöhnlicher Ballon horizontal durch die Luft dahingleitet, so hat man das bestimmte Gefühl, daß das Fahrzeug unbeweglich steht, während die Erde unter ihm sich zu drehen scheint. „Während meine Maschine die Luft teilte, schlug mir der Wind ins Gesicht, zerzte an meinen Kleidern, schlug meinen Kopf zurück, wie auf dem Deck eines Dampfers. Aber vielleicht ist es richtiger, die Motorluftschiffahrt mit der Flugdampfschiffahrt zu vergleichen. Denn mit der Segelfahrt hat sie so gut wie keine Verwandtschaft. Das „Kreuzen“ des Luftschiffes ist eine nur äußerliche Ähnlichkeit, die nicht viel besagt; dagegen ist die Parallele mit dem Flugdampfer, der gegen die Strömung kämpft, nahezu erschöpfend. Bei Windstille entspricht die Fahrt der auf einem stillen See. Wenn mein Motor mich mit einer Stundengeschwindigkeit von 30 Kilometer durch die Luft treibt, so gleiche ich dem Kapitän, der sein Schiff mit und gegen den Strom in der gleichen Geschwindigkeit laufen läßt. Nehmen wir an, die Strömung hat eine Schnelligkeit von 15 Kilometer; fährt das Dampfboot gegen den Strom, so entwickelt es, am Ufer gemessen, eine Schnelligkeit von 15 Kilometer. Mit dem Luftschiff ist es dasselbe. Darum sucht der umsichtige Luftschiffer bei windstillem Wetter zu fahren und darum versucht er es, wenn eine widrige Strömung sich ihm entgegenstellt, sie zu umgehen, entweder durch ein Sichheften oder ein Steigen. So machen es auch die Meister des Fluges, die Vögel. Der Kapitän des Flugdampfers hält sich nahe dem Ufer, um den Widerstand der Strömung nach Kräften zu vermeiden. Er fährt lieber mit der Ebbezeit flutabwärts, als gegen die Flut. Und so operiert auch der Kapitän des Luftschiffes. Und gegenüber dem Segler hat der Aeronaut ein Uebergewicht: er kann einer Strömung ausweichen und eine bessere suchen. Die Atmosphäre ist voll von wechselnden, einander widersprechenden Strömungen; durch ein Steigen oder Fallen wird man fast stets eine Region, sei es der Windstille, sei es der günstigen Strömung, finden können. Das sind nur praktische Maßnahmen, und sie haben nichts zu schaffen mit der Fähigkeit, auch widrige Winde zu über-